



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

würden, Brinckmann noch nicht verloren zu geben sei, und auch sonst wird in der Abhandlung der Meinung Ausdruck gegeben, daß Brinckman nur wenig gelesen werde. Wenn auch diese Behauptungen für die Gedichtsammlung „Bagel Griep“ zutreffen, so gelten sie doch nicht von den Prosaschriften Brinckmans, die erst nach dem Tode des Dichters in meinen Verlag übergegangen sind. Diese sind schon längst (der „Kaspar=Dhm“ schon bei der dritten Auflage — jetzt ist die sechste im Handel —) in eine der Reuterschen Orthographie angepaßte und dem hochdeutschen Leser leicht verständliche Schreibweise umgeschrieben und haben schon seit Jahren, nachdem Johannes Trojan, Heinrich Seidel, Rudolf von Gottschall, P. von Kugelgen, Hermann Jahnske u. a. für den hohen Wert John Brinckmans als plattdeutschen Schriftstellers und Humoristen eingetreten sind, in ganz Deutschland und weit darüber hinaus einen sehr erfreulichen Absatz. Was Klaus Groth in den siebziger Jahren sagte: „Kaspar=Dhm ist von einer Vollendung, daß man prophezeien darf, man wird ihn lesen, so lange man Plattdeutsch liest, und die Zahl seiner Freunde und Verehrer wird wachsen mit den Jahren,“ ist, soweit bisher möglich, längst in Erfüllung gegangen.

Um der hohen und vielseitigen dichterischen Begabung Brinckmans ganz gerecht zu werden, hätte Herr Dr. Brandes aber auch der hochdeutschen Dichtung „Die Tochter Shakespeares“ Erwähnung thun müssen. Über dieses dem Nachlasse des Dichters entnommene Werk urteilte u. a. Gottschall in den Blättern für literarische Unterhaltung: „Es ist ein herzbewegendes, wundervolles Gedicht. Eine besondre Freude ist es uns, dies Zeugnis dem Sänger, der leider unser Wort nicht mehr hört, ausstellen zu dürfen. Wir verweisen verständnisvolle Leser einfach auf den Inhalt. Dem Dufte einer solchen Blüte, wie Brinckmans letztes poetisches Werk, könnten weitere prosaische Expektorationen nur schaden, wie die Nase des Philisters dem Rosenkeltch.“

Schließlich möchte ich noch erwähnen, daß die drei Schriften Brinckmans: „De Generalrheder,“ „Mottche Spintus un de Pelz“ und „Höger up“ nicht von Brinckman selbst, sondern erst nach seinem Tode von mir veröffentlicht worden sind, und daß John Brinckman den „Kaspar=Dhm“ nicht als Roman, sondern als „Schiemannsgarn“ (Schiffergeschichten) bezeichnet hat. So will er beurteilt sein.

Rostock

Wilh. Werther



Litteratur

Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leben und Politik des Fürsten seit seinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentischen Kundgebungen. Von Johs. Penzler. 1. Band: 20. März 1890 bis 11. Februar 1891. 2. Band: 12. Februar bis 5. Dezember 1891. Leipzig, W. Fiedler, 1897

Im Unterschiede von den Arbeiten Poschingers stellt dieses Werk, das jedenfalls einen sehr beträchtlichen Umfang annehmen wird, alle Kundgebungen des Fürsten und für den Fürsten, soweit sie in der Presse veröffentlicht worden sind, in streng chronologischer, sachlich also sehr bunter Reihenfolge zusammen und verbindet sie zuweilen durch orientirende Bemerkungen. Daß eine solche Stoffsammlung auch in dieser

Anordnung für den Geschichtschreiber seinen Wert hat, versteht sich von selbst, und da jedem Bande ein sorgfältiges Register beigegeben ist, so wird die Benutzung sehr erleichtert. Der Ausdruck „authentische Kundgebungen“ auf dem Titel bezieht sich darauf, daß nur solche Äußerungen des Fürsten aufgenommen worden sind, die nach Form und Inhalt die Gewähr der Echtheit an sich tragen. Eine persönliche Gewähr hat der Fürst bekanntlich abgelehnt, womit selbstverständlich nichts gegen die Zuverlässigkeit dieser Zusammenstellung gesagt ist.

Bismarck-Jahrbuch. Herausgegeben von Horst Kohl. Vierter Band. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1897

Mit diesem Jahrgange ist das wichtige Unternehmen in einen andern Verlag übergegangen, im Preise herabgesetzt worden (8 Mark) und erscheint in vier getrennten, auch einzeln käuflichen Abteilungen. Die innere Einrichtung ist im ganzen dieselbe geblieben. In dem vorliegenden Bande überwiegt der wichtigste Teil, die Briefe u. a. Urkunden; dazu kommen Reden und Abhandlungen sowie die Chronik vom 17. September bis zum 31. Dezember 1896. Unter den Briefen voran stehen natürlich die zwischen dem Kaiser Wilhelm I. und Bismarck gewechselten, echte Dokumente des einzigen Verhältnisses zwischen diesen beiden einander so wunderbar ergänzenden Männern, der dankbaren, unerschütterlichen Anerkennung des Monarchen, der treuen, aufopfernden Ergebenheit des Staatsmannes. Einen vollen Einblick in das freundschaftliche Verhältnis zu Noon giebt eine größere Anzahl Briefe des Ministers aus den Jahren 1863 bis 1873, und wieder anders erscheint die Stellung Edwin's von Manteuffel zu Bismarck, der in seinen Briefen 1852 bis 1882 in seiner ganzen festen, ehrlichen, bescheidenen Männlichkeit sehr sympathisch und anziehend auftritt und zu Bismarck in einem Verhältnis ehrerbietiger Freundschaft steht. Höchst charakteristisch für den Mann ist der Brief vom 30. März 1882, worin er die Bitte ausspricht, ihn (als Statthalter von Elsaß-Lothringen) ohne weiteres zu entlassen, auch wenn er nicht darum nachsucht, falls seine schwindenden Kräfte der Aufgabe nicht mehr gewachsen wären. Ein besonderes Interesse haben auch die Briefe des österreichischen Bundestagsgesandten Grafen Thun aus den ersten Frankfurter Jahren Bismarcks (1851/53). Eine Ergänzung zu dem Briefwechsel Bismarcks mit Leopold von Gerlach bietet ein merkwürdiges Schreiben des Generals vom 1. Mai 1860, das noch einmal seine doktrinaire Anschauung vom Kampfe des Rechts gegen die Revolution sehr lebendig vertritt, und das Bismarck in dem von H. Kohl veröffentlichten Bruchstück seines letzten Briefes an Gerlach vom 2./4. Mai 1860 beantwortet (Briefwechsel Nr. 345). Ganz denselben Ton schlagen die Briefe Ludwig von Gerlachs von 1866 an. Zu den Urkunden gehört auch Bismarcks eigenhändiger Entwurf zur Gasteiner Konvention von 1865.

Um einiges von der reichen historischen Ausbeute dieser Schriftstücke hervorzuheben, seien nur ein paar Einzelheiten mitgeteilt. Wie lange und zäh an einem friedlichen Dualismus zwischen Preußen und Österreich in den maßgebenden preußischen Kreisen festgehalten worden ist, sieht man z. B. aus den Bemerkungen Manteuffels über eine Art von Teilung Deutschlands zwischen beiden Mächten vom Mai 1865 und aus den Ausführungen Ludwig von Gerlachs vom 12. Mai 1866, die vor dem Kriege gegen Österreich als einem ungerechten und verderblichen und vor einem Bündnis mit dem revolutionären Italien warnen, dagegen sich für die Erhaltung des deutschen Bundes gelegentlich verwenden. Eine interessante Episode aus den Waffenstillstandsverhandlungen im Januar 1871 enthüllen ein paar kurze Briefe von Clemens

Duvernois, der damals nach Versailles kam, um noch einen Versuch für die Wiederherstellung des Kaisertums zu machen, aber wie Bismarck auf dem letzten Brief vom 29. Januar bemerkt hat, „zwanzig Minuten zu spät“ eintraf. Wie sehr man damals auch eine Einmischung der neutralen Mächte besorgte, ergibt sich aus einem Schreiben Manteuffels aus Dijon vom 23. Februar 1871 mit dem dringenden Rate, möglichst rasch abzuschließen, unter Umständen mit Napoleon III. Von den Reden und Abhandlungen heben wir Horst Kohls vielerörterten Trinkspruch auf Fürst Bismarck beim Kaiserkommers in Leipzig am 22. März 1897 und die Kritik der Auffassung der Emser Depesche durch Georg Rathlef (im vorigen Jahrgange) hervor. In der Chronik ist der bedeutendste Teil die Erörterung über die „Hamburger Enthüllungen“ (des deutsch-russischen Neutralitätsvertrags von 1887) in der Presse und im Reichstage.

Erinnerungen aus dem alten Preußen. Nach einer hinterlassenen Autobiographie bearbeitet von D. von Malachowski. Leipzig, Grunow, 1897. VIII u. 232 S.

Der wackere Offizier, dessen Leben diese Blätter schildern, Karl von Malachowski (geb. 1783, gest. 1844), gehörte einer ursprünglich polnischen Adelsfamilie an, von der drei Brüder 1741 in preußische Dienste traten, um bei der Reorganisation der preußischen Kavallerie unter Friedrich dem Großen mit thätig zu sein. Er erhielt eine streng militärische Erziehung im Kadettenkorps und in der Académie militaire, trat 1801 in ein Husarenregiment ein, machte den Feldzug von 1806 und zwar in Blüchers Armeekorps mit, beteiligte sich 1809 an den Zügen der „Schwarzen“ des Herzogs von Braunschweig, focht 1813 und 1814 von Großgörschen bis Paris mit und war 1815 bis 1821 Flügeladjutant König Friedrich Wilhelms III. Ein ebenso tapftrer Soldat wie gewandter Hofmann, durch und durch loyal und begeisterter Preuße, verrät er von tieferm Einblick in die Dinge und von allgemeineren Interessen nicht viel, erwähnt z. B. kaum die Volkserhebung von 1813, deren Augenzeuge er doch war, und ist fern davon, die Gründe des tiefen Falls von 1806 wirklich einzusehen. Aber er ist ein frischer Gesell, beobachtet gut und weiß oft recht anschaulich zu erzählen. Vor allem tritt die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms III. sehr lebendig und viel sympathischer hervor, als man sie sich gewöhnlich vorstellt; man erkennt auf der Stelle den Vater unsers ersten Kaisers, wie wenn man die Bilder von Vater und Sohn neben einander hätte.

An der Schwelle des Orients. Wanderungen über die Schlachtfelder des russisch-türkischen Krieges vom Jahre 1877/78 von H. Graf zu Dohna. Leipzig, Grunow, 1897

Der Verfasser schildert auf Grund der Eindrücke einer mehrwöchigen Reise, die er im Sommer 1894 mit einem rumänischen Generalstabsoffizier über den Kriegsschauplatz von 1877/78 bis Schipka und Plewna unternommen hat, die Schauplätze der Ereignisse und diese selbst in anschaulichen, lebensvollen Bildern und mit der vollen Sachkenntnis des gebildeten Offiziers. Auch Land und Leute von Rumänien und Bulgarien treten dem Leser in festen Umrissen entgegen. Besonders die Kämpfe am Schipkapass und um Plewna haben wir noch nirgends in so lebendiger, ja ergreifender Weise dargestellt gefunden. Dabei wird der Verfasser beiden Teilen vollkommen gerecht. So viel Sympathie er auch der Tüchtigkeit der Türken widmet, die offenbar manches haben, was uns Deutschen besonders gefällt, so zweifelt er doch ernstlich an der Kulturfähigkeit des mohammedanischen Orients im europäischen Sinne, so lange dieser unter türkischer Herrschaft steht.

Die Kunst der Renaissance in Italien. Von Adolf Philipp. Leipzig, E. A. Seemann, 1897

Seit wir vor einigen Monaten das erste Bändchen dieser kunstgeschichtlichen Monographie, die eine Reihe von „Kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen“ eröffnet, hier angezeigt und in ihren Absichten näher gekennzeichnet haben, sind vier weitere Bändchen erschienen, die die Geschichte der italienischen Renaissance bis zu der Zeit führen, wo nach dem Tode Raffaels der Schlachtruf erschallt: Sie Michelangelo, Sie Raffael! Damit hat der Verfasser schon eine Höhe erreicht, die seinen Standpunkt klar erkennen läßt, und die zur Beurteilung seines Werkes ausreicht. Wir müssen bekennen, daß Philipp auch im weiteren Verlaufe seiner Darstellung überall, wo wir sein Wissen auf die Probe gestellt haben, die Probe glänzend bestanden hat. Wir brauchen diesen Ausdruck mit Absicht, weil der frühere Archäologe manchen Kunsthistorikern als unberechtigter Eindringling erscheinen wird. Jener Gattung von Kunsthistorikern, die sich in einem von gewissen Museumsbeamten bewachten Lager verschanzt haben, wird er sogar bald verhaftet werden, wenn sich die schmucken, mit vortrefflicher Auswahl illustrierten Bändchen im Publikum einbürgern, was der billige Preis hoffentlich befördern wird. Mit wahrhaft erquickender Unbefangenheit geht Philipp über gewisse kühne Zuweisungen, die die Anhänger einer kritischen Schule bereits mit mehr Zuversicht als Urteilstkraft als sichern Gewinn in die Bücher der Kunstgeschichte eingetragen hatten, hinweg, mit kühler Besonnenheit weist er alles Zweifelhafte und Anfechtbare zurück. Man prüfe darauf hin nur den Abschnitt über Leonardo da Vinci, bekanntlich das schwierigste Kapitel der italienischen Kunstgeschichte. Gerade in letzter Zeit ist das Bildnis dieses großen Meisters durch Eintragung fremder Züge arg entstellt worden. Philipp hat es in seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt, soweit es sich nach Leonardos hinterlassenen Werken, denen die Zeit so übel mitgespielt hat wie vielleicht den Werken keines andern Künstlers, noch herstellen läßt. Gerade bei diesem Abschnitt merkt man auch, wie selbständig sich der Verfasser der Überlieferung wie den Urteilen anderer gegenüberstellt, und mit welchem Scharfsinn er die Wahrheit zu ergründen oder ihr wenigstens nahe zu kommen sucht.

So wird auch der Kunstforscher seinem geistvollen Vortrag nicht ohne Anregung folgen, während den Laien besonders die lebendige Darstellung, die geschmackvolle Abrundung jedes einzelnen Künstlerbildes und die glückliche Vermeidung kunstgeschichtlichen Kleinkrams, der nur ermüdet, aber nichts lebenskräftiges bietet, befriedigen werden. Besonders Lob verdient die Illustration, die nirgends das Gepräge des Zufälligen trägt, sondern nach einem wohlbedachten Plan auf die Darstellung zugeschnitten ist und zur Unterstützung ihrer Beweisführung dient, aber dabei auch alle Hauptwerke der italienischen Renaissance berücksichtigt, die natürlich in einem für Laien berechneten Buche nicht fehlen dürfen.

Kulturgegeschichtliches. Nahe bei Braunschweig in einem recht hübschen Stück Landschaft liegt das Kloster Hildbargshausen, eine der ältesten Zisterziensergründungen (1145) in unserm nicht sehr kunstreichen Nordwesten, von der außer einigen in die Wirtschaftsgebäude einer spätern Domäne verbauten Resten noch die im Übergangsstil erbaute (1278) und in neuerer Zeit ganz wiederhergestellte Klosterkirche übrig geblieben ist. Leider konnte der Kreuzgang, von dem wir vor Jahren noch malerisch gelegne Überbleibsel gesehen haben, nicht erhalten bleiben; die Zerstörung war zu weit vorgeschritten. Rings um die Kirche ist jetzt alles geebnet, und der Ort ist ein beliebtes Ausflugsziel geworden. Die Erinnerung aber an

den frühern Zustand, an die ältere Umgebung mit dem schönen Kreuzgange ist von einem tüchtigen Braunschweiger Architekturmaler, Ludwig Tacke, vortrefflich erhalten worden in zahlreichen Abbildern, auf denen man irgend einer Ansicht oder einem Teil der alten Kirche in feingestimmtem Licht und mit historisch gekleideter Staffage zu begegnen pflegt. Über dieses Kloster Riddagshausen ist 1896 eine Monographie erschienen vom Bau rat Hans Pfeiffer mit einer vollständigen Beschreibung und 112 guten Abbildungen (Wolfenbüttel, Zwiffler). Alles daran ist sachgemäß, sorgfältig und wohlgeordnet. Soll aber das größere Publikum an solchen Büchern Gefallen finden, und der Verfasser setzt das begreiflicherweise bei dem seinen voraus, so darf die kulturgeschichtliche Schilderung nicht unterlassen, dem Leser zu zeigen, warum und wodurch gerade dieses eine Denkmal merkwürdig ist. Sie muß uns in die alten Zeiten ein wenig zu versetzen verstehen, uns in die Stimmung bringen, mit unsern Gedanken diesem einen Gegenstande nachzujagen, was durch die Aufreihung von Lokalanichten und Namen nicht erreicht wird. Aus dem Guten, was wir bekommen haben, hätte sich auf diese Art leicht etwas noch besseres machen lassen.

Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter nennt sich ein gut ausgestattetes Buch, worin ein bekannter Volkschriftsteller, Joseph Wichner (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, früher G. J. Manz), unterstützt durch viele Sammler und Berichterstatter, die Überbleibsel dieser immer mehr aussterbenden Poesie sorgfältig mit Zeitangaben, Notensätzen und örtlichen Abweichungen der Bezugsorte zusammengestellt hat. An das bekannte „Hört ihr Herrn usw.“ oder einen ähnlichen Eingang schließt sich einer der nach den Stunden verschiedenen kurzen biblischen oder moralischen Sprüche, die vielen Lesern vielleicht nur aus der Verpottung in Webers „Demokritos“ bekannt sind, die man aber noch jetzt in einzelnen Orten Baierns, etwas anders im Schwäbischen und wieder anders in deutschen Österreich hören kann. Viel weiter nach Norden (Hessen) oder Osten (Sachsen) gehen sie nicht, diese rührend klingenden Sprüche, während der bekannte Stundenruf auch im Norden früher zu hören war. Warum das fast ganz aufgehört hat? Der Verfasser berührt vielfach die Gründe: schlechte Bezahlung, kein Sinn bei der ländlichen Bevölkerung und den Ortsvorständen, für die der Nachtwächter nur der Hanswurst ist, Ersatz des Horns durch die weniger störende Pfeife, Drangsalierung des Nachtwächters durch den Ortspolizisten, der endlich an seine Stelle tritt und begreiflicherweise nicht mehr zu singen pflegt. Der Verfasser ist auch mit einzelnen Nachtwächtern, die diese Poesie auf ihre Art zu vervollständigen suchten, in Briefwechsel getreten, ebenso wie er von frühern Kunstdichtern dieser Gattung Nachrichten und Dichtungsperlen beigegeben hat. Sie und da hat auch die Kunstdichtung einer bestimmten Zeit jene alte Spruchpoesie verändert oder ganz verdrängt. Aber mit dem Volkstümlichen nimmt dann auch das Interesse ab. Von manchen Orten wiederum werden vorübergehend aufgenommene Improvisationen im Anschluß an den alten Stundenpruch berichtet, z. B. 1870 aus mehreren Orten Württembergs zu Zwei Uhr:

Zwei Monarchen führen Krieg,
Gott verleihe dem deutschen Sieg.

Auch nette Geschichten enthält das Buch hin und wieder, z. B. von einem Wächter in Stein a. d. Donau, der aller Viertelstunden (um 1850) rief: Wart, wart, ich sieh dich schon! und dadurch nicht nur Diebe, sondern sogar Selbstmörder in ihrem Vorhaben zurückgehalten haben will, oder von dem Nachtwächter zu Drosendorf

(Österreich), der in den fünfziger Jahren in der Weihnachtsnacht Christi Geburt ehrte, indem er erst auf einer kleinen Trompete einen Chorabvers blies und darnach dreimal mit einer langen Peitsche klatschte und dazu das Brüllen der Ochsen und das Meckern der Schafe nachmachte, oder endlich von einem alten Wächter, der 1850 auf einem Prellstein vor einem Hause in Dresden eingeschlafen ist und, plötzlich aufgewacht, ansetzt und schreit: „Die Glock hat, die Glock hat,“ und darauf, weil er die Zeit nicht weiß, ruft: „Ach Herrjee, ob ihr da auf der Kleinen Plauenschen Gasse das wißt oder nich,“ und sich wieder zum Schlafen auf seinem Steine niederläßt. Kurz, es ist ein sehr hübsches Büchlein.

Woraus sie tranken ist ein guter Titel, und das, was er bedeutet, hat ohne Frage für zahlreiche Menschen mehr Interesse, als etliche neue Wein- oder Bierlieder. Wir sind aber im Zweifel, wofür wir dieses sehr schön ausgestattete Heft: „Feuchtkrübliche Verse von C. Vogel zu keramischen Bildern von R. Pichler“ (Frankfurt a. M., Gebr. Knauer) seinem Inhalte nach nehmen sollen. Die Verse sollen scherzhaft sein, sie erinnern etwas an das im allgemeinen ja nicht schwer nachzunehmende Muster Scheffels, aber wir können sie beim besten Willen nicht geistreich finden. Und die Bilder sind gleichfalls ins Scherzhafte gezogen, sodaß die Trinkgefäße sowohl wie die sich ihrer bedienenden Menschen verschiedner Zeitalter zu sehr als Karikaturen erscheinen, als daß jemand etwas daraus lernen könnte oder, wie es die Meinung der Verfasser ist:

Daß dieser Sinn aufs neue sich belebe
Und wieder Schönes hohe Bänkel ziert.

Uns scheint übrigens dieser Sinn für Sätze von Trinkgefäßen auf Borden oder Wörden schon lange hinreichend lebendig zu sein. Wir zweifeln aber nicht, daß das Buch sehr vielen Leuten Spaß machen wird, denn mit unsrer heutigen Kultur steht es ja in sehr deutlichem Zusammenhang.

In anderer Weise läßt sich das auch von einem zierlichen Büchlein sagen, in dem acht Beiträge verschiedner Verfasser unter dem Titel: Aus Wald und Grund. Geschichten vom Schwarzwald (Freiburg, Paul Waezel) vereinigt worden sind. Zwar „Geschichten“ sind nur drei darunter: Tannen und Tannhof, Das Geheimnis der Höstlibase, Einquartierung — alle gleich einfach in der Erfindung, aber höchst charakteristisch, Dorfgeschichten, deren Personen einen unveränderten, aber durchaus verständlichen Dialekt sprechen. Die übrigen Stücke enthalten Betrachtungen, Schilderungen und Erzählungen einzelner Erlebnisse und fügen sich vortrefflich in das Gesamtbild, am glücklichsten eine Schilderung Höchenschwands von Wilhelmine von Hillern. Dahin möchte man nächsten Sommer reisen! Verfehlt dagegen ist das einleitende Stück: Novembernebel. Es erinnert an eine Berliner Bier- oder Weinkneipe und gehört nicht in den Schwarzwald, von dem alles übrige einen so hübschen, zwar poetisch gesteigerten, aber doch richtigen, treuen Begriff giebt.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wtlh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig